

bleibt nur noch übrig, der Folie die richtige Farbe zu geben, welches geschieht, indem du die nicht polirte Fläche mässigem, reinbrennendem Feuer näherst; nach und nach wirst du auf der dir zugekehrten Seite die Farben sich bilden sehen. Dadurch, dass schwächere oder stärkere Hitze es auch weniger oder mehr anlaufen macht, wird es dir leicht, verschiedene Abstufungen derselben Farbe zu erreichen, wie einzelne Fälle beim Edelsteinfassen sie erfordern.

Papst Clemens gab mir den Auftrag, die Schliesse für seinen Pluvial anzufertigen. Sie war aus Gold in der Grösse eines gewöhnlichen Tellers gearbeitet und reichlich mit figürlicher Arbeit ausgestattet; gelegentlich der schönen Kunst des Ciselirens werde ich noch auf sie zurückkommen, an dieser Stelle aber bietet sich nur Gelegenheit von den darauf angebrachten Juwelen zu sprechen. In der Mitte der Schliesse befestigte ich einen als Rosette geschliffenen Diamanten, welchen Papt Julius II. für 36000 Kammerducaten gekauft hatte. Nach reiflicher Ueberlegung fasste ich den Stein ganz frei zwischen vier Krappeln; er war von so ausserordentlicher Schönheit, dass er mir nicht die unmässige Mühe machte, wie sonst wohl so werthvolle Steine pflegen. Einigen Juwelieren, welche meinten die ganze Unterseite des Steines müsse eine Tinte erhalten, bewies ich durch den Versuch, dass er sich in meiner Art am besten ausnehme. Rund um den Diamanten wurden zwei grosse Ballasrubine, zwei prächtige Saphire und zwei Smaragde von schöner Grösse angebracht, und bei allen diesen Steinen die oben beschriebenen Verfahrungsarten befolgt, wodurch ich sowohl den Papst, als auch die Künstler zufrieden stellte. Vorher nämlich, ehe ich mich an die Juwelen machte, hatten mich etliche neidische Altmeister durch Hinweis auf die thatsächlich vorhandenen Schwierigkeiten abzuschrecken versucht, indem sie sagten: „Wir sehen hier allerdings, was Zeichnung und ciselirte Arbeit betrifft, ein sehr schönes Werk vollendet, kommst du aber erst dazu, diese wichtigen Steine zu färben und zu fassen, wirst du schon von Kopf bis zu Fuss das Zittern bekommen.“ Obgleich ich mich vor Nichts in der Welt fürchtete, machte mich doch diese absonderliche Art, ihr Staunen auszusprechen, etwas bedenklich; im Gedanken aber an die Gaben, welche Gott uns ohne unser Zuthun verleiht, wie die Schönheit, Kraft und Behendigkeit, beseelte mich eine, wie es mir schien von Gott gesandte, herzhaftes Zuversicht, die mich dem Eindruck der von jenen Leuten vorgebrachten Plappereien entriss. Ich erinnerte mich dabei, wie Phöbus seinen Sohn Phaeton vom Versuch, den Sonnenwagen zu lenken, abschrecken wollte; nur gelang es mir am Ende besser als dem Phaeton, der den Hals dabei brach, während ich in allen Ehren mich mit reichem Lohn aus der Angelegenheit zog.

## VIII.

### VOM SCHLIFF DES DIAMANTEN.

Nachdem wir den Rubin, Smaragd und Saphir ausführlich genug besprochen haben, müssen wir länger beim Diamanten verweilen. Man spricht vom reinen Wasser eines Diamanten, worunter man jedoch nicht zu verstehen hat, er sei, wie man es von gutem Wasser verlangt, völlig farb-, geruch- und geschmacklos. Wie es Wasser gibt, das sowohl Farbe, wie auch Geruch und Geschmack besitzt, so geht es ähnlich auch dem Diamanten. Kommen ihm auch letztere Eigenschaften niemals zu, habe ich ihn dagegen in allen möglichen Farbenspielarten gesehen. Nur zweier farbiger Diamanten will ich hier gedenken, von deren Schönheit man sich unmöglich eine Vorstellung machen kann: Den ersten sah ich zu Zeiten des

Papstes Clemens; er war von zarter Fleischfarbe, dabei im höchsten Grade rein und klar; gleich einem Stern glänzte er und war so prächtig anzuschauen, dass reine farblose Diamanten an seiner Seite an Schönheit verloren. Einen anderen sah ich zu Mantua, einen grünen, der einem schwach gefärbten Smaragd glich, dabei aber das Funkeln ächter Diamanten zeigte, somit einem Smaragd zu gleichen schien und doch alle Smaragde an Schönheit übertraf. Ich beschränke mich auf die Beschreibung dieser beiden Steine, obwohl ich auch von allen anderen Farben Beispiele anführen könnte.

Jetzt wollen wir ein wenig über das Schleifen des Diamanten sprechen, das heisst, über die Art, wie sie aus ihrer rohen, natürlichen Gestalt in jene schönen Formen gebracht werden, die wir als tafelförmige, facettirte oder Rosetten-Steine bewundern. Man kann niemals einen Diamanten für sich allein schleifen, sondern stets nur zwei zugleich, da ihre wundersame Härte von der keines anderen Steines übertroffen und der Diamant nur vom Diamanten angegriffen wird. Der eine wird so lange an dem andern gerieben, bis sie endlich durch gegenseitige Abnutzung die Gestalt annehmen, die der geschickte Schleifer ihnen geben zu können meint. Mit dem Pulver, welches hierbei von den Diamanten abfällt, wird nachher die letzte Hand zur Vollendung des Schliffes angelegt. Die Steine werden zu diesem Zweck fest in kleine Blei- oder Zinnöpfchen eingesetzt und mittelst einer besonderen Klemm-Vorkehrung gegen ein stählernes Rad gedrückt, das mit dem mit Oel angeriebenen Diamantstaub bestrichen ist. Dieses Rad muss die Dicke eines Fingers und die Breite der Handfläche haben, aus feinstem, best gehärtetem Stahl bestehen und auf einem Mühlstein fest angebracht werden, so dass es durch des letzteren Umdrehung gleichfalls auf das schnellste mit umschwingt. Zu gleicher Zeit können wohl 4 bis 6 Diamanten über dem Rade befestigt werden. Ein auf die Klemm-Vorrichtung gelegtes Gewicht kann durch seinen Druck die Reibung der Steine gegen das drehende Rad vermehren. Auf diese Weise also wird der Schliff vollendet. Ich könnte wohl eingehender über das Verfahren dabei berichten, will aber, da dies nicht mein Handwerk ist, mich weiter damit nicht abmühen und mit dieser Angabe des Allgemeinen begnügen. Statt dessen will ich mich zur Besprechung des schönen Verfahrens wenden, nach welchem man den Diamanten behufs ihrer Fassung in Gold, je nach den unterschiedlichen Varietäten der Färbung, verschiedene Tinten unterlegt. So zahlreich auch die Unterschiede in der Färbung sind, kommen doch alle Diamanten in ihrer unvergleichlichen Härte überein. Diese ist fast bei allen Arten genau dieselbe, oder doch nur so geringer Abweichung unterworfen, dass dies für den Schliff nicht in Betracht kommt. Ich werde mich eifrigst bemühen, recht deutlich zu machen, wie ich bei den Tinten zu Werke gehe, auch noch eines oder das andere Beispiel von merkwürdigen Erlebnissen hinzufügen, die mir mit Diamanten von grosser Bedeutung wiederfahren. Dank diesen meinen eigenen Erfahrungen bin ich jetzt vollkommen im Stande über die grossen Schwierigkeiten zu reden, welche man zu überwinden hat, wenn man ausgezeichneten Diamanten eine ihres Werthes würdige Fassung geben will. Ich beginne meine Erzählung damit, wie Kaiser Karl V., als er auf der Heimkehr von der Einnahme von Tunis in Rom einen Besuch abstattete, dem Papste Paul III., aus dem Hause Farnese, einen Diamanten zum Geschenk machte. Dieser Stein, den einige von des Kaisers Dienern um 12000 Scudi zu Venedig erstanden hatten, war nur in einen schlichten und einfachen Kasten gefasst. Als der Kaiser den Papst besuchte, zog er den Ring, wie ich hörte, von seiner eigenen Hand und überreichte ihn als ein Zeichen seiner Liebe und Freundschaft dem Papste, der ihn auf die verbindlichste

Art entgegen nahm. Schon einen Monat zuvor hatte der Papst befohlen, dem Kaiser ein des Gebers, wie des Empfängers würdiges Geschenk zu bereiten; zu diesem Zweck hatte er mich rufen lassen und befragte mich in Gegenwart seines Rathes im Geheimen um meine Ansicht. Ohne zu zaudern antwortete ich, dass mir gut schiene, der Papst überreiche als Oberhaupt der christlichen Kirche und wahrhafter Stellvertreter Christi dem Kaiser einen schönen gekreuzigten Christus auf einem Kreuz aus Lapis Lazuli, (welches ein blauer Stein ist, aus dem man die Ultramarinfarbe bereitet); dieses Kreuz müsse sich auf einem reich aus Gold gearbeiteten und mit Juwelen, im Werthe wie S. Heiligkeit es wünsche, geschmückten Untersatz erheben. Weil ich schon mit vielem Fleiss drei goldene Figuren angefertigt hatte, die für den grösseren Theil des Fussgestelles hingereicht hätten, und, da sie Glauben, Liebe und Hoffnung darstellten, auch ganz angebracht waren, fand der Papst ausserordentlich Gefallen an meinem Vorschlag und forderte mich auf, alsbald ein Modell zu entwerfen. Schon nach anderthalb Tagen trug ich es fertig hin; und hatte schon mein mündlicher Rath dem Papste gefallen, gefiel ihm das Modell noch so unendlich besser, dass er mir den Auftrag zuwenden wollte; in weniger als zwanzig Worten wurden wir Handels einig; er liess mir das Handgeld sofort auszahlen und bat mich, mich zu tummeln. Ich strengte alle Kräfte an, dieses schöne Werk zu Stande zu bringen, aber ehe es noch dazu kam, wurde es mir durch gewisse Bestien, die dem Papste beständig in den Ohren lagen, gestört. Es ging ihm, wie den meisten Fürsten: der wenigst Gute ihres Hofes steht ihrem Ohr am nächsten und sie glauben ihm, was er nicht einmal selbst glaubt. Ein solcher Ohrenbläser gab dem Papste zu verstehen, das Beste sei, dem Kaiser ein Geschenk zu machen mit dem mit Miniaturen gezierten Marien-Gebetbuch, welches der Cardinal Hippolyt von Medici für die Julia Gonzaga habe anfertigen lassen; er solle den Deckel dieses Buches aus feinem Golde arbeiten und mit so viel Juwelen, wie er wünsche, schmücken lassen; dies Büchlein würde dem Kaiser viel willkommener seien, weil er es seiner kaiserlichen Gemahlin schenken könne. Auf diese Weise von unseligen Rathgebern überredet, kam der Papst vom Crucifix ab und befahl mir, den Buchdeckel zu arbeiten; was ich auch that. Als der Kaiser in Rom eintraf, war ich noch nicht fertig, da es lange gedauert hatte, ehe Jene zu einem Entschluss gekommen waren; nichtsdestoweniger konnte der Buchdeckel sich sehen lassen, da ich ihn schon zusammengefügt hatte und die vielen Juwelen ihn prächtig zierten. Der Papst liess mir sagen, in drei oder vier Tagen müsse er so schön wie nur irgend möglich hergestellt seien, weil er ihn dem Kaiser, unvollendet wie er sei, zeigen wolle; er werde mich damit entschuldigen, dass meine Krankheit die rechtzeitige Vollendung verhindert habe. Was dies nun betrifft, soll an seinem Ort darüber gesprochen werden. Alsdann übergab mir der Papst eigenhändig den vom Kaiser erhaltenen Diamanten, mit dem Auftrag, Maass für seinen Zeigefinger zu nehmen und in grösster Eile einen Ring dafür anzufertigen. Ich lief in grosser Hast in meine Werkstatt und brachte in zwei Tagen einen so reich gearbeiteten Ring zu Stande, wie nur jemals einer gemacht worden ist. Da aber Papst Paul viele Mailänder in seinem Dienste hatte, die ihrerseits einen Mailänder Juwelier, einen gewissen Gajo, begünstigten, wagte dieser Gajo einst, ohne gefragt zu seien, den Papst anzureden: „Heiliger Vater, Ew. Heiligkeit wisse, dass ich meines Handwerks ein Juwelier bin und diese Kunst besser als irgend ein Mann zu verstehen meine. Ew. Heiligkeit hat dem Benvenuto einen Diamanten zum Fassen übergeben, der zu den schwierigsten seiner Art gehört, und der, sowohl weil er ausserordentlich schön und werthvoll ist, als auch seiner Empfindlichkeit

wegen, sehr zart behandelt sein will. Benvenuto ist jung, und wenn er auch für seine Kunst begeistert, Treffliches leistet, wäre doch, einem so wichtigen Stein die Tinte Geben, ein zu harter Knochen für seine zarten Zähne. Mir würde es gut scheinen, Ew. Heiligkeit gäbe zweien oder dreien von den alten, erfahrenen Meistern Auftrag den Benvenuto zu besuchen und mit ihrem Rath zu unterstützen. Dem Diamanten wurde die jetzige Tinte und der Kasten, indem Ew. Heiligkeit ihn bis jetzt trug, in der grossen Stadt Venedig von dem Juwelier Miliano Targhetta gegeben. Dieser ist ein alter Mann, und nie wurde Kunde laut von einem Anderen, der besser verstanden hätte, den Edelsteinen Folien und Tinten anzupassen“. Dieses Schwätzers überdrüssig, sagte ihm der Papst, er möge gehen und thuen, was ihm das Beste scheine. Da ging jener Mensch hin und suchte den Florentiner Raffaello del Moro und den Guasparri Romanesco auf, welche in der Edelsteinkunde die klügsten Männer von ganz Rom waren; mit ihnen kam er im Auftrag des Papstes in meine Bude, wo er alsbald so missliebzig zu schwätzen begann, dass mir das Zuhören schwer fiel. Die anderen Beiden fingen mit mir vernünftig zu reden an. Zu ihnen wandte ich mich auf gefällige Weise und setzte ihnen meine Ansichten auseinander: ich bäte sie mir drei Tage Zeit zu geben, damit ich einige Tinten vorbereiten könne, um sie am Diamanten zu versuchen. Dies würde mancherlei Gutes mit sich bringen: Erstlich würde ich durch die schwierigen Tinten selbst lernen und auch anderen der Kunst Zugethanen mit meinen Erfahrungen dienen; dann könne der Stein möglicherweise durch mich so sehr gewinnen, dass es ihnen zum Vortheil gereichen, dem Papst ein Dienst geleistet und mir zu nicht wenig Ehre verholfen würde. Während ich meine Gründe auseinander setzte, stand dieser freche Gajo keinen Augenblick still, dann mit dem Kopf, dann mit Händen und Füssen in Bewegung, stets irgend einen hässlichen Einfall hinwerfend, sodass ich nahe daran war, in die äusserste Wuth zu gerathen. Jene Ehrenmänner erreichten, dass mir gleichwohl die erbetene Zeit zugestanden wurde. Kaum waren sie fort, als ich mich auch schon daran machte die Tinten mit grosser Sorgfalt zu bereiten. Dabei verfährt man folgendermaassen:

## IX.

### WIE DEN DIAMANTEN DIE TINTE GEGEBEN WIRD.

Man versieht eine saubere Lampe mit einem Docht von gereinigter Baumwolle, giesst altes, mildes und helles Oel darauf und stellt sie auf die Erde oder sonst wohin zwischen zwei Ziegelsteine. Querüber diese beiden legt man ein polirtes Kupferschälchen, der Art mit der hohlen Seite nach unten gekehrt, dass die Flamme der Lampe um ein Drittel ihrer Höhe zurückgebrochen wird. Nur ganz wenig Russ darf sich zur Zeit ansetzen, sonst fängt er Feuer und wird unbrauchbar. Nach und nach kratzt man ihn mit einem Stückchen glatten Papiers von der Schale und hebt ihn in einem sauberen Gefässe auf. Da er übrigens sich erst zu entzünden pflegt, wenn er zweier Messerrücken Dicke erreicht hat, kann man ihn getrost sich bis zur Hälfte dieser Dicke auf einmal ansetzen lassen.

Ferner nimmt man Mastix, eine Art bei jedem Apotheker käuflichen Gummis. Es darf nicht zu frisch sein, was man daran erkennt, dass er in gewissem Grade blass und weich ist. Ebensowenig darf er jedoch zu alt sein, weil mit der Zeit seine Farbe stark ins Gelbe übergeht, er austrocknet und kraftlos wird. Nachdem die passende Sorte, weder zu frisch noch zu trocken, ausgewählt ist, suche man sorgfältig die sauberen und rundlichen Körner aus, da der Mastix, wenn er vom